

Judith Wolfsberger

# Schafft euch Schreibräume!

Weibliches Schreiben auf den Spuren Virginia Woolfs.  
Ein Memoir.



böhlau

Judith Wolfsberger, Schafft euch Schreibräume!

**böhlau**

Judith Wolfsberger, Schafft euch Schreibräume!

Judith Wolfsberger, Schafft euch Schreibräume!

Judith Wolfsberger

# Schafft euch Schreibräume!

Weibliches Schreiben auf den Spuren Virginia Woolfs.

Ein Memoir



2018

BÖHLAU VERLAG WIEN KÖLN WEIMAR

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind  
im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Umschlagabbildung: Portrait of Virginia Woolf and Vanessa Garnett, 1932  
© Peter Lofts Photography;

© 2018 by Böhlau Verlag GmbH & Co. KG, Wien  
Kölblgasse 8–10, A-1030 Wien, [www.boehlau-verlag.com](http://www.boehlau-verlag.com)

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt.  
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist  
unzulässig.

Korrekturat: Constanze Lehmann, Berlin  
Einbandgestaltung: Andrea Schiffer, Wien  
Layout: Andrea Schiffer, Wien

ISBN 978-3-205-20033-8

	Vorbemerkung	11
1	<b>Autorin werden?</b> Meine große Virginia-Woolf-Reise durch Südengland	13
2	<b>Mutter werden?</b> Geschichte im Körper & der Körper im Text – Eine Familienreise nach Sussex	73
3	<b>Künstlerin werden?</b> Autonomes Arbeiten und Wandern mit Krücken. Southwest Coast Path in Cornwall	127
4	<b>Virginias Vision für 2028?</b> <i>Shared Writing Spaces &amp; Mother Writers</i> in New York – Elf Wünsche für unsere Schreibzukunft	187
5	<b>Feministin sein?</b> Neue Manifeste in Weimar & neue Schreibräume in Wien	231
	Literatur	284
	Abbildungen	289
	Dank	290
	Die Autorin	292

Judith Wolfsberger, Schafft euch Schreibräume!

Judith Wolfsberger, Schafft euch Schreibräume!

Für Alexa, Paul und Violetta



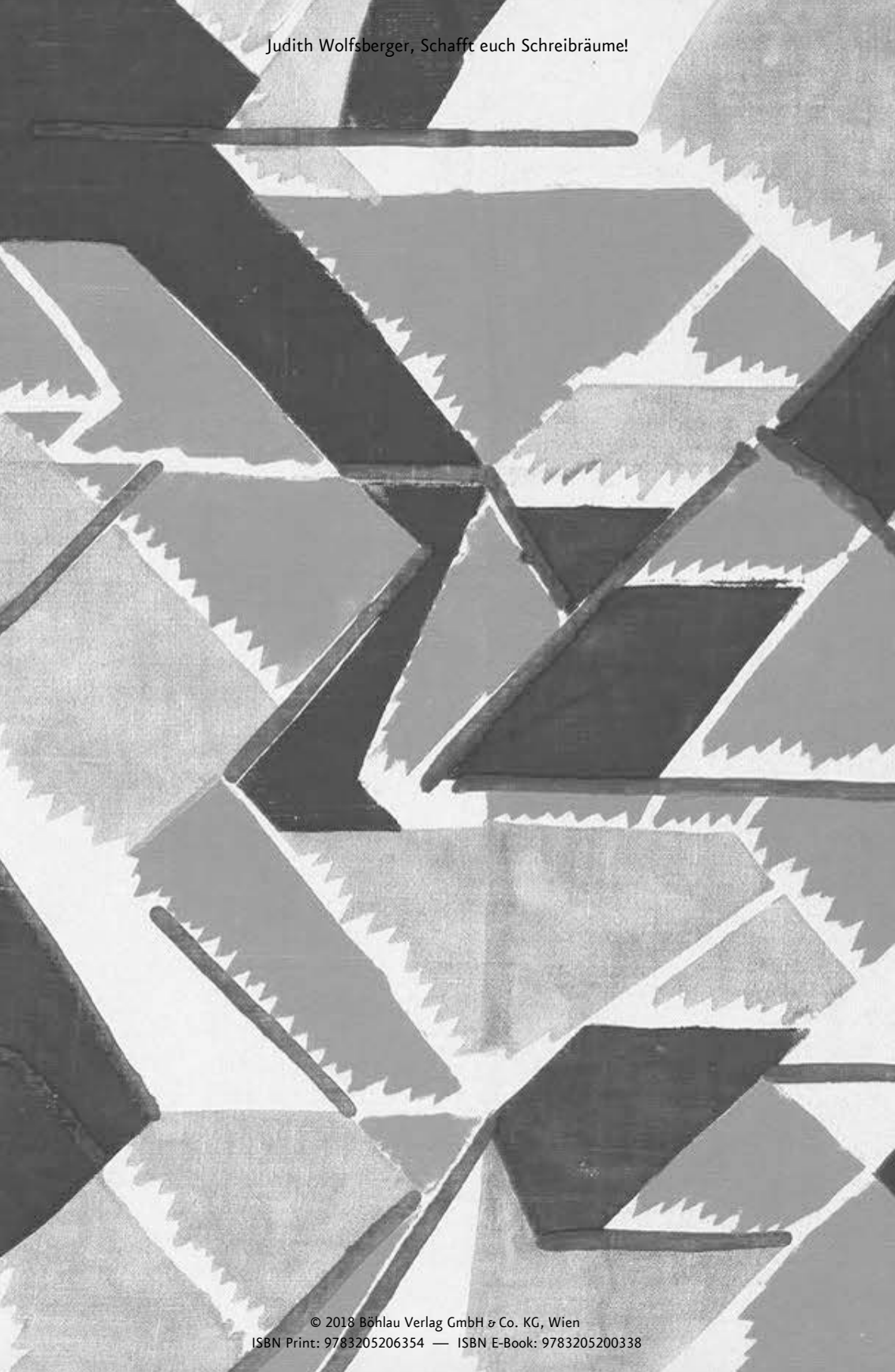
„if we have the habit of freedom  
and the courage to write  
exactly what we think [...]   
then the opportunity will come“

Virginia Woolf, A Room of One's Own (1929)



Virginia Woolf inmitten ihrer *community* (1923)

Judith Wolfsberger, Schafft euch Schreibräume!



## Vorbemerkung

Ich habe Virginia Woolf gelesen und Biografien über sie aufgesaugt. Ich bin Virginias Wege nachgegangen, habe Fragen an sie gestellt und mir erlaubt, Prozesse meines Lebens in Relation zu ihren zu setzen. Fiktion und Faktum sind bekannterweise weder in Biografien noch in autobiografischen Texten scharf zu trennen. In diesem vorliegenden Buch handelt es sich um eine narrative Wahrheit, die auf meinem persönlichen Erleben, Erinnern und Erkennen beruht. Andere haben andere Versionen dieser Geschichten zu erzählen.

Um die Identität von Personen in meinem Umfeld zu schützen, wurden manche Namen für das Buch verändert.



„Lock up your libraries if you like;  
but there is no gate, no lock, no  
bolt that you can set upon the  
freedom of my mind.“

Virginia Woolf, A Room of One's Own (1929)

Judith Wolfsberger, Schafft euch Schreibräume!



1

# Autorin werden?

Meine große Virginia-Woolf-Reise  
durch Südengland

Ich saß im Kino, neben mir mein England-Liebhaber und vor uns Virginia Woolf auf der Leinwand. Philip Glass' Musik drehte sich wie ein Wirbelwind, während Virginia Woolf, nein Nicole Kidman mit aufgeklebter Virginia-Woolf-Nase, schrieb. Sie saß in einem Lehnstuhl umgeben von Papier- und Bücherstößen, trug ein geblühtes 1920er-Jahre-Kleid, hatte ein Brett als Schreibunterlage auf ihrem Schoß und kritzelte in großer, schneller Schrift mit einem langen Federhalter: „Mrs. Dalloway said she would buy the flowers herself.“ Der heilige Moment, in dem ein erster Satz entsteht, der ein ganzes Buch trägt, noch dazu ein Buch, das eine Frau des frühen 20. Jahrhunderts zur Weltautorin machte. Und nun, am Anfang des 21. Jahrhunderts, durchzog dieser Roman über die Londoner Gesellschaftsdame Mrs. Dalloway einen ganzen Hollywood-Film, „The Hours“.

Ich saß im Kino und spürte, dass die blassgrüne englische Landschaft, der blühende Cottage Garden von Virginias Woolfs Landhaus und die englische Sprache meinen Freund ebenso berührten wie mich. Doch ihr Höhenrausch beim Schreiben war alleinig mein Thema. Ein tiefer Wunsch, mehr zu schreiben, mutiger und freier, literarisch und erfolgreich, pochte in mir, war mein Herzschlag. Begierig schaute ich Virginia Woolf beim Schreiben zu, *author at work*, wie schön. Doch wie bitte sollte ich je einen ersten Satz schreiben, der trägt? Wann würde ich endlich Texte schreiben, die auch publizierbar wären? Durfte ich mir das anmaßen? Was heißt es überhaupt *Autorin* zu sein? Und war sie, Virginia Woolf, immer schon Autorin gewesen? Ich sog jeden noch so winzigen Moment der Lebenswelt von Virginia Woolf, die der Film

darstellte, auf. Wollte mir die Aura der Autorin quasi aneignen. Es war ein unerhörter, maßloser, ja peinlicher Wunsch. Zum Scheitern verurteilt.

Denn wir leben in einer Kultur, die implizit an das Naturgenie glaubt, und ich fühlte mich definitiv nicht als so eines. Entweder frau war ein großes Talent, dann wurde sie wie von selbst zur Autorin, oder eben nicht. Und wenn nicht, dann galt es in Mitteleuropa als peinlich zu schreiben, erst recht Autorin sein zu wollen.

Doch einige Schreibworkshops in den USA und viele englischsprachige Bücher zum Thema Schreiben, die unentwegt Virginia Woolf zitierten, hatten mir die Idee in den Kopf gesetzt, dass Schreiben erlernbar ist. Sie hatten mich ermutigt, mir Schreibstrategien anzueignen, Schritt für Schritt, Text für Text. Und doch schrieb ich nur zaghaft, für die Schublade, scheu, geheim, unsicher. Begierig betrachtete ich Virginia Woolf im Film. Wie schaut das aus *Autorin zu sein*? Wie fühlt sich das an? Wie geht das?

Ich saß also im Kino und sah, wie Virginia Woolf die Feder zur Seite legt und sich selbst den Text, den sie gerade geschrieben hat, laut vorliest: „Mrs. Dalloway said she would buy the flowers herself“. Die nächste Szene zeigt eine Verlegerin im New York der Gegenwart, Meryl Streep, die in einer Blumenhandlung steht und mehrere Eimer voller Blumen kauft, für einen ihrer Autoren, der an diesem Tag einen Literaturpreis gewonnen hat. Sie gibt eine Party am Abend, so wie Mrs. Dalloway in Virginia Woolfs Roman. Der Film spielt auf drei Zeitebenen: 1. circa 1920 wird Virginia Woolf in England gezeigt; 2. circa 1950 liest eine Frau in Los Angeles Virginia Woolfs Roman „Mrs. Dalloway“ und 3. circa 2000 plant eine Verlegerin in New York ein Fest. Doch aus der Party für den Autor wird nichts, denn dieser springt kurz davor aus dem Fenster, so wie der kriegstraumatisierte Septimus im Roman „Mrs. Dalloway“. Und dann wird die Eingangsszene des Films wiederholt, Virginia Woolfs Selbstmord. Immer wieder im Laufe des Films sehen wir, wie sie in den Fluss geht. Depressiv und wirr stopft sie große Steine in ihre Manteltasche, läuft durch den Garten und durch die schöne englische Landschaft zum reißenden Fluss, geht hinein, sinkt tiefer, ertrinkt. Ertrinkt! Ich ertrinke mit ihr. „Geh nicht!“, will ich rufen. Philip Glass überstürzt sich in wilden Klavierrhythmen. Sie ertrinkt und mit ihr der Traum von der Möglichkeit, Autorin zu sein und gleichzeitig glücklich.



Nach dem Film gingen Paul und ich eng umschlungen die nächtlich beleuchtete Wiener Ringstraße entlang. Wir schwiegen. Ich durfte noch eine Weile in dem bitter-süßen Traum des Films bleiben. Dann sagte er: „Sehr schön war der Film, aber traurig.“

Ich nickte. Was sollte ich sagen? Ich hatte das Gefühl, nun tage- ja jahrelang über diesen Film nachdenken zu wollen, alle Bücher von und über Virginia Woolf zu lesen, denn, so wurde mir plötzlich klar, etwas stimmte hier nicht. Paul riss mich aus der Film-Trance, als er sagte: „Ich verstehe nicht, warum du so begeistert bist von Virginia Woolf. Sie hat sich doch umgebracht ... was findest du an ihr?“

Ich riss den Mund auf, um tief Luft zu holen, ich ruderte mit den Händen, wo sollte ich bloß beginnen, wo aufhören? Mit Virginia Woolfs Tagebüchern, die Generationen von Schreiberinnen inspiriert haben? Sie hatte darin ihre Schreibprozesse dokumentiert und reflektiert und damit einen Schatz an Inspirationen für Schreibende geschaffen. „A Writers Diary“, ein Buch mit Ausschnitten aus Virginia Woolfs Tagebüchern, war quasi meine Bibel. Sollte ich die Zitate daraus anführen, die meine Arbeit als angehende Schreibtrainerin jeden Tag leiteten? Wie

„The worst of writing is that one depends so much upon praise.“

Virginia Woolf, Diary (1919)

Oder sollte ich ihm von meinen unvergesslichen Leseerfahrungen als 17-Jährige erzählen, als ich Virginia Woolfs schrägen Stream-of-Consciousness-Roman „The Waves“ gelesen hatte, wodurch die Welt so weit und tief und vieldimensional wurde? Nein, ich hörte mich anderes sagen:

„So war sie nicht! So wie der Film sie zeigt, So war es NICHT!“ Ich schnaubte vor Wut: „Sie war – verdammt nochmal nicht so jung, als sie Suizid beging, wie der Film es zeigt.“ Ich löste mich von Pauls Arm: „Sie war nicht bloß depressiv; sie war nicht so verwirrt und traurig und daneben, wie der Film sie zeigt!“, schrie ich.

Paul sagte, „Ist schon okay. Wie war sie dann? Und wieso stört es dich eigentlich so, dass Virginia Woolf im Film falsch dargestellt ist?“

Warum es mich störte? Ich fand es unerhört, es traf mich. Tief unter der Haut, tief unter meinen sprachlichen Erklärungen, tief in der Ge-

schichte. „Ich weiß“, sagte ich schließlich „es ist bloß ein Spielfilm, eine Fiktion, eine Story, die eine historische Persönlichkeit verwendet.“

Aber ich spürte, es war nicht bloß irgendeine Story. Es war meine Story. Meine Zukunft. Es ging um Leben und Tod. Um ihr Leben und Schreiben und um das Leben aller Frauen, die je schreiben wollten und sich damit immerzu exponierten. Was passiert, wenn wir schreiben? Riskieren wir das Leben? *Sanity? Safety? Family?*

Riskieren Frauen verrückt, mittellos und einsam zu werden, wenn sie es wagen zu schreiben und zu publizieren?

Ich fasste mich und sagte: „Was heißt das, wenn die große Ahnin des weiblichen Schreibens, die Kämpferin für die Sprache der Frauen, für freie Schreibräume, reduziert wird auf eine todessüchtige Halbwahnsinnige?“ Und ich dachte mir dazu: Und was heißt das für meine Chancen, Autorin zu werden?

Tagelang redeten wir über den Film. Ich las „Mrs. Dalloway“ und gab das Buch dann Paul zum Lesen, ich bestellte mir die große Biografie, die Virginia Woolfs Neffe Quentin Bell über sie geschrieben hatte. Wir lasen, wir redeten, wir fingen Feuer. Paul liebte den Roman „Mrs. Dalloway“, auch weil er London liebte. Und auch weil er mich liebte. Er machte mich auf den im Buch abgedruckten Stadtplan aufmerksam, auf dem sich die Wege der Protagonisten des Romans nachverfolgen ließen. Sie alle gingen an diesem einen Tag in den 1920er-Jahren jeder für sich durch London, sie nahmen die Großstadt wahr, den Verkehr, die Geschäfte, die Menschen, einen Zeppelin am Himmel. Doch das Buch zeigt auch, wie sehr ihr Sein von Erinnerungen an dies und das, von Wünschen, Hoffnungen und Ängsten bestimmt ist. Immerzu leben sie gleichzeitig in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Dieser Roman, der mit „Ulysses“ von James Joyce verglichen worden ist, gilt wie Virginia Woolfs Literatur insgesamt als schwierig. Doch Paul fand ihn wie ich fantastisch. Frisch und dynamisch. Er zeigte auf den Stadtplan von London im Buch und sagte: „Man müsste diese Wege nachgehen.“

Er strahlte. Ich strahlte und sagte schließlich:

„Ja! Und zu Virginias Woolfs Landhaus südlich von London fahren.“

„Südengland!“, rief er begeistert „Die kleinen Straßen mit bewachsenen Steinmäuerchen, die von Hecken umgebenen Gärten, ein Traum.“

Ich war oft in London gewesen und in Schottland, wo ich mit 16 als Austauschschülerin gelebt hatte, aber noch nie in Südengland.

Ich küsste ihn und sagte: „Ich werde eine Tour zusammenstellen mit Hilfe dieser Biografie. Auf den Spuren einer Frau, die so viel geschrieben und so viel nachgedacht hat über optimale Bedingungen für Frauen, die schreiben. Und von ihr lernen, wie das geht. Und vielleicht dann auch mal was schreiben, das nicht immer in meinen Notizbüchern oder auf meiner Festplatte hängen bleibt.“

„Ja, das wäre schön“, sagte Paul und zog mich an sich.

Im nächsten Sommer traten wir unsere Reise nach England an, unsere penibel geplante Virginia-Woolf-Reise. Mit einem Stoß Bücher im Kofferraum fuhren wir nach Calais und hörten dabei Virginia Woolfs Roman „Zum Leuchtturm“ auf CD. Ich hatte inzwischen einen wilden Rohentwurf für einen Krimi geschrieben und peinlich berührt in die Schublade verbannt und kämpfte mit der vagen Idee für ein Buch über meine Arbeit mit Studierenden. Ich wollte alles wissen über Virginia – so nannten wir nun die große Autorin –, ich wollte all ihre Orte sehen und spüren. Da war ich sicher. Über mein eigenes Schreiben war ich nicht so sicher: Würde ich immer nur für mich selbst schreiben? Ich wollte so gern richtige Bücher schreiben und sie in richtigen Verlagen publizieren und von Virginia lernen. Die große Frage lautete: Wie und wo und wodurch war sie zur Autorin geworden?

Auf der Fähre von Calais nach Dover tranken Paul und ich bei Sonnenaufgang an Deck heißen Tee mit Milch. Ich war so verliebt in meinen schönen England-Liebhaber, und diese gemeinsame Reise war ein romantisches Fest, das wir voller Inbrunst zelebrierten. Nach dem Tee setzte ich mich auf eine Bank, schlug ein großes, mit blauem Leinen überzogenes Notizbuch auf, das ich mir speziell für diese Reise zugelegt hatte. Ich zeichnete auf die erste Seite eine grobe Landkarte unseres Wegs von Wien nach Dover und schrieb darunter ein Zitat aus „Mrs. Dalloway“:

„So to know her, or anyone,  
one must seek out the people who completed  
them, even the places.“

Virginia Woolf, Mrs. Dalloway (1925)

## London

Der logische Beginn dieser Reise war London, Virginias Geburtsstadt, ihre Lebensstadt, ihre Lieblingsstadt, die sie ihr ganzes Leben lang durchstreifte, durchwanderte und beschrieb.

„London itself perpetually attracts, stimulates, gives me a play & a story & a poem, without any trouble, save that of moving my legs through the streets.“

Virginia Woolf, Diary (1928)

Wir standen vor Virginias Geburtshaus in der kurzen Sackgasse Hyde Park Gate gleich beim Kensington Garden. Ein schmales, viktorianisches Einfamilienhaus mit sechs Stockwerken und einem winzigen Vorgarten. Neben dem Eingang war eine blaue ovale Porzellantafel angebracht, auf der stand:

Virginia

Stephen

**Virginia Woolf**

1882–1941

Novelist and critic

Born and lived here

until 1904

Ich lehnte an dem geschwungenen Gusseisenzaun mit einem offenen Buch in der Hand, das unsere Reise bestimmte, ermöglichte, inspirierte: „From The Lighthouse To Monk’s House“. Ein grandioses Werk über Virginias Lebensorte, geschrieben von der amerikanischen Literaturwissenschaftlerin Katherine Hill-Miller. Die amerikanische Wissenschaft hatte mir schon so viele Türen geöffnet und nun auch die zu Virginias Lebensorten. Wir sprachen von der Autorin, unserem *guide*, als Kathrine, so wie wir nach und nach alle unsere neuen Freunde beim Vornamen nannten.

Ich schaute abwechselnd in Katherines Buch und das Haus hinauf: Im ersten Stock war Virginia Stephen als drittes Kind von Julia Duckworth und Leslie Stephen geboren worden; in eine – wie man heute sagen würde – Patchworkfamilie. Virginias Eltern waren beide verwitwet, als sie sich kennenlernten und brachten beide Kinder aus ihren ersten Ehen in die neue Familie ein. Halbgeschwister, Geschwister, Dienstboten, Verwandte und andere Gäste bevölkerten bei unentwegten Teeegesellschaften das Haus voller weißer Spitzen, dunkler Möbel und schwerer Samtvorhänge. Der Vater, Leslie Stephen, entfloh täglich mit seinen Kindern der Enge im Haus und der viktorianischen Benimmgesellschaft in den nahen und riesigen Kensington Garden. Er war Philosophieprofessor in Cambridge, Autor und manischer Fußgänger. Angeblich ist er einmal von London nach Cambridge zu Fuß zu einer Teeegesellschaft gegangen und am gleichen Abend zurück. Virginia spazierte jedenfalls, von ganz klein an, oft mit und neben ihrem Vater, einem hochgewachsenen Mann mit schnellem Schritt. Sie rannte neben ihm her, über den Rasen zu den Teichen und Bächen, hinüber zum Hyde Park. Und das Gleiche taten wir nun auch. Gehen, gehen, gehen, durch den Park, wo heute wie vor hundert Jahren Kinder Enten füttern und Erwachsene in Liegestühlen Zeitung lesen. Und dann führen wir über die Jahrzehnte von Virginias Kindheit und Jugend hinweg hinüber in den Stadtteil Bloomsbury, der durch Virginia und ihren künstlerisch-philosophischen Freundeskreis – die Bloomsbury Group – weltberühmt geworden ist.

Von Kensington nach Bloomsbury: Für Virginia war es ein weiter Sprung gewesen, der vom biedereren 19. Jahrhundert in die radikale Moderne des 20. Jahrhunderts, der von einer Familie voller Todesfälle und Kindheitstraumata hin zu einer – heute würden wir sagen – WG junger LebenskünstlerInnen führte. Als Virginia und ihre Schwester Vanessa 1904 mit Anfang zwanzig den Stadtteil und ihren Lebensstil änderten, waren beide ihrer Eltern bereits verstorben. Virginia und Vanessa waren sehr frei und voller Drang, diese Freiheit ganz zu leben. Virginia schrieb – damals schon. Und Vanessa malte und gestaltete mit Elan das neu bezogene Haus am Gordon Square. Sie bemalte die Wände und Möbel mit bunten Farben. Die komplizierten Konventionen des 19. Jahrhunderts waren ebenso wie die dicken dunklen Samtvorhänge verbannt worden. Licht und junge Menschen voller Fragen und Ideen waren willkommen. Thoby und Adrian, die Brüder von Virginia und Vanessa, brachten ihre

interessantesten Studienkollegen von Cambridge mit. Was später als Bloomsbury Group bekannt wurde, dieser innovative, lose Kreis aus KünstlerInnen und Intellektuellen, begann, als Virginia und Vanessa den Donnerstagabend zum offenen Haus erklärten. Da kamen die Freunde der Brüder und andere ungewöhnliche Menschen und redeten über die Moderne, über die neueste Kunst aus Frankreich und neue Liebes- und Lebenskonzepte.

Bloomsbury Group: „it was some abstract question that [...] drew out all our forces. Never have I listened so intently to each step and half-step in an argument. Never have I been at such pains to sharpen and launch my own little dart. And then what joy it was when one's contribution was accepted.“

Virginia Woolf, Old Bloomsbury (2014)

Als Vanessa einen der Bloomsburys – Clive Bell – heiratete, zog Virginia mit ihren Brüdern und deren Freunden ein paar Häuserblocks weiter. Eine unverheiratete Frau wohnt mit *fremden* Männern! Das war damals unerhört. Virginias zweite WG war am Fitzroy Square, ein kleiner, saftig grüner Park umgeben von noblen stuckverzierten Häuserreihen. Später zog sie wieder nur ein paar Häuserblöcke weiter an den Brunswick Square. Virginia liebte an Bloomsbury besonders die Plätze, an denen Häuserreihen rund um einen Park mit großen Bäumen und Wiesen gebaut waren. Die Zimmer waren sehr hell und hatten einen weiten Blick ins Grüne.

Ich setzte mich auf eine Parkbank und las Paul vor, was Virginia über das Licht geschrieben hatte:

„All the lights in the Square are lighting, and it is turning silver grey, and there are beautiful young women still playing tennis on the grass“

Virginia Woolf, Letter to Violet Dickinson (1907)

Am Fitzroy Square hatte Virginia eine Etage für sich und gestaltete ihr Zimmer in „fließendem Violett, wie das Meer“. Da saß sie zwischen „Pyramiden von Büchern“ und schrieb mit Blick auf die Bäume. Ich versuchte, mir diese junge, hochgewachsene Frau in langem Kleid vorzustellen, die mit ihrem Anspruch an Lebensglück und Freiheit völlig aus der Norm der Zeit fiel. Sie schrieb, sie diskutierte, sie gestaltete ihre Räume und Lebensweisen mit viel Muße und Genuss.

Bald wohnten dort und da in den verschiedenen Straßen und Plätzen des Bloomsbury-Viertels, nur wenige Gehminuten voneinander entfernt, die Freunde und Freundinnen von Virginia. Paul und ich flaniereten von Platz zu Platz. Katherines Buch schlug einen *Bloomsbury Walk* vor, er führte uns durch Jahrzehnte von wechselnden WGs, Liebesbeziehungen und künstlerischen Freundschaften.

Auf jedem der Häuser begegnete uns eine der freundlichen blitzblauen Gedenktafeln, die Name und Daten der Bloomsbury-Person, die hier einmal gewohnt hatte, anführten.

Paul zeigte auf das Porzellanschild zu John Meynard Keynes, den später weltberühmten Ökonomen, Namensgeber des Keynesianismus. Ich sagte „Das ist doch der, auf den Bruno Kreisky sich immer bezog.“ Paul sagte „Ja, genau. Aber in meinem Wirtschaftsstudium hat niemand erwähnt, dass John Meynard Keynes Teil einer so coolen Gruppe von Künstlern und Künstlerinnen rund um Virginia Woolf war.“ Das Haus, in dem *John Maynard*, wie wir ihn unter uns nannten, mit seiner Frau Lydia, einer russischen Tänzerin, gewohnt hatte, war nun ein Universitätsinstitut und damit öffentlich zugänglich. Wir gingen hinein, schossen ein paar Fotos der Seminarräume. Dann spazierten wir weiter durch Bloomsbury, lasen uns Stellen aus unserem *guide* vor und ließen uns schließlich erschöpft am Mecklenburgh Square auf dem Rasen nieder mit einem pakistanischen Essen *to go*.

Meine Füße taten schon weh, doch Paul war wie Virginia, London gab ihm übernatürliche Kräfte und er konnte stundenlang durch die Stadt seines Herzens gehen. Virginia war so viel gegangen, jeden Tag, weite Strecken zum Piccadilly oder an die Themse, kreuz und quer, um Eindrücke zu sammeln und Ideen zu spinnen.

Oder sie huschte schnell hinüber in die London Library. Paul schlug vor, dort noch hinzugehen. So gern war Virginia in dem runden Leseaal unter einer Glaskuppel gewesen. Die letzten Minuten unserer Gehpause genießend las ich aus unserem *guide book* ein Zitat von Virginia

vor. Sie dachte über die Menschen, die wie sie in diesem Lesesaal lasen und schrieben, dass sie ein Leben hatten, das sie liebten, weil sie an die Notwendigkeit des Büchermachens glaubten:

„I like this dusty bookish atmosphere. Most of the readers seem to have rubbed their noses off & written their eyes out. Yet they have a life they like – believe in the **necessity of making books** I suppose: verify, collate, make up other books, forever.“

Virginia Woolf, Diary (1926)

Ja, dachte ich, ich würde so ein Leben auch lieben! In einer schönen Bibliothek in London sitzen und lesen und schreiben. Echte Bücher schreiben. Ja, dachte ich, ich möchte auch *Bücher machen*. Ich hatte früher als Buchhändlerin gearbeitet und in Verlagen Buchprojekte betreut. Ich glaubte wie Virginia und die Menschen rund um sie an die *Notwendigkeit des Büchermachens*; jetzt wollte ich Autorin werden. Woher, fragte ich mich, hatte Virginia bloß dieses natürliche Selbstverständnis von sehr jung an, ich kann das, ich mach das?

„Let’s go!“ , Paul riss mich aus meinen Gedanken. Mühsam stand ich auf. „Komm. Virginias Lieblingsbibliothek ist gleich ums Eck. In dem Gebäude ist jetzt das British Museum. Aber den schönen Lesesaal gibt’s noch.“

Als wir Virginias runden Lesesaal betraten, ging mein Blick sofort nach oben. Ein Dom für Lesende und Schreibende: Licht strömte durch die Kuppel, die in ein rundes Fenster mündet, durch das man wie durch ein Auge direkt in den Himmel schauen kann. Das frisch renovierte Gewölbe mit hohen gotischen Fenstern war himmelblau, weiß und gold gestrichen. Darunter viele Etagen Bücherregale. Unten, in dem runden Lesesaal, waren konzentrisch angeordnete Lesepulte aus dunklem Holz mit schönen alten Leselampen. Im Zentrum ein kreisrunder Infotisch. Hier hatte sie geschrieben, dachte ich. Hierher war Virginia gekommen, um zu lesen, sie, die Vielleserin in vielen Sprachen, sie, die Rezensentin für Zeitungen, sie, die Sachbuchautorin über Lesen und Literatur, sie, die auch kurze Zeit Arbeiterfrauen Literaturunterricht gegeben hatte.



Hier hatte sie an ihren großen Romanen der literarischen Moderne gearbeitet, die sie in den Pantheon der Weltliteratur bringen sollten.

Virginia hatte von ihrem Vater einiges übernommen, das viele, schnelle Gehen, das Teil seiner philosophischen Praxis war, und die Liebe zur Literatur. Er hatte Virginia von Kindheit an in seine Privatbibliothek eingeweiht, mit ihr die Weltliteratur besprochen, griechische und lateinische Texte übersetzt und diskutiert. Dennoch hatte sich Virginia immer als ungebildet empfunden, weil sie nie in eine Schule gegangen war und ein Studium für Frauen damals unmöglich war. Wie viele Frauen hatten damals neben Virginia hier in diesem Lesesaal gesessen? Heute saßen hier ebenso viele Frauen wie Männer, jüngere und ältere, Studierende, ForscherInnen, TouristInnen so wie ich. Ich flüsterte Paul zu: „Suchen wir uns einen Platz. Ich möchte hier schreiben.“ „Ja, ich auch“. Jeder von uns suchte sich sorgsam einen Tisch aus. Ich schrieb in mein Reisetagebuch:

„British Museum Reading Room: Ein runder Raum mit hoher Kuppel, durch die von oben Tageslicht einfällt. ‚Think! Think big!‘, flüstert die Kuppel: ‚Du kannst abheben. Du kannst dich großmachen.‘

Ja, die Decken von Lesesälen müssen hoch und luftig sein! Die Sessel – wie hier – ledern und bequem. Zum Schreiben braucht es Räume, die vermitteln, dass Geschriebenes Wert hat. Wir brauchen auch Inspiration und die Ermutigung der fertigen Bücher, die besser wissen als wir – ängstliche Schreibende –, wie viel Zeit und Energie ein Text für seine Entstehung und Entwicklung braucht. Es sind auch die Bücher, die uns wie dieser Dom des Lesens und Schreibens zurufen: ‚Think! Think big! Think for yourself!‘“

Ich unterbrach, blickte um mich, wollte so viel schauen. Mir vorstellen, wie Virginia hier war. Hier wehte ihr inspirierter und inspirierender Geist. Ich sah sie förmlich vor mir, wie sie mit bodenlangem Rock und gemusterter Bluse zum halbrunden, viele Meter hohen Bücherregal schlich, davor stehen blieb, ein Buch suchte, mit ihren langen Fingern herauszog und aufschlug. Dann ging sie mit dem Buch zurück zu ihrem Tisch, blätterte und las darin – ich sah Virginias schmales Gesicht mit dem scharfen Profil, eingerahmt von ihrem gescheitelten, langen Haar. Sie schrieb eilig mit der Feder in eines ihrer selbst gehefteten Notizbücher. Und ich sah den Geist ihres Vaters neben, ja hin-

ter ihr stehen. Der alte Mann mit langem grauen Bart und schwarzem Gehrock blickte streng und doch lächelte er. Mit einem Mal wurde mir klar, woher sie die Selbstverständlichkeit nahm. So schrieb ich weiter in mein Reisetagebuch:

„Das Selbstverständnis, Autorin zu werden, das Ich-Kann-Das, Ich-darf-Das hatte sie von ihrem Vater! Er, Leslie Stephen, hatte ihr viel zugetraut, sie gefördert und ernstgenommen, wie damals wenige Väter ihre Töchter. Es gibt eine psychologische Studie über die wenigen Frauen, die im frühen 20. Jahrhundert in der Wissenschaft Fuß fassen konnten. Was ihnen gemeinsam war? Sie hatten gebildete Väter, die sie von jungem Alter an in die Männerwelt des Denkens, Lesens und Wissens einluden. Virginias Vater hatte ihr wichtige Grundlagen für das Schreiben vorgelebt: viel gehen und viel lesen.“

Ich beobachtete die Menschen rund um mich beim Lesen, Notizenmachen und leisen Herumgehen. Wie ich diesen Raum mochte! Ich dachte an andere altehrwürdige Lesesäle, die mich inspiriert hatten. Die Nationalbibliothek in Wien, die New York Public Library oder die Doe Library auf dem Campus von Berkeley. Und dann sah ich meinen Vater vor mir, wie er mir von klein an täglich Bücher vorgelesen hatte, mich als Jugendliche zur Stadtbücherei geführt hatte. Später hatte er selbst im Bibliotheksbereich gearbeitet. Es gab bei uns zu Hause immer Stapel von Büchern. „Danke Leslie Stephen“, schrieb ich in mein Notizbuch, „Und: Danke, Papa. Danke an alle Väter, die ihre Töchter wachsen lassen.“

„The art of writing [...] can be learnt of course to some extent by reading – it is impossible to read too much“

Virginia Woolf, A Letter to a Young Poet (1932)

Virginia war also von ihrem Vater außergewöhnlich gefördert worden, aber sie hatte auch vieles aus seinen viktorianischen Denk- und Lebenskonzepten über Bord geworfen. Sich von vielem befreien müssen. Er war in Virginias Erinnerung – auch – ein launischer Patriarch in einem überbevölkerten und ruhelosen Haus. Virginia und Vanessa hatten ihren Vater besonders in seinen letzten Lebensjahren ziemlich unerträglich gefun-